

Lily Brett

Zu viele Männer

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3374

»Zu viele Männer« – das sind nicht Liebhaber und Verehrer, sondern zu viele schuldige und gleichgültige Menschen auf den Straßen Polens. Das sind jene Männer, die über Antisemitismus lachen oder begeisterten Touristen in Krakau antisemitische Figuren verkaufen – es sind all jene Männer, die Ruth Rothwax verfolgen. Sie ist eine neurotische, fitneß-süchtige, selbständige, emanzipierte Frau von Anfang Vierzig und überzeugter Single. Sie verdient als Leiterin eines Korrespondenzbüros viel Geld. Typisch New York. Doch Ruth Rothwax ist Jüdin, Tochter zweier Auschwitz-Überlebender, in Australien aufgewachsen und nach New York geflohen. Sie beschließt, mit ihrem verwitweten Vater Edek Rothwax nach Polen zu fahren, auf Spurensuche zu gehen. Warschau, Lodz und Auschwitz sollen die Stationen sein. Es ist eine Reise in die Traumata der zweiten Generation, in die Sprachlosigkeit und die unausgesprochene, tiefe Liebe zwischen Vater und Tochter.

Lily Brett ist 1946 in Deutschland geboren. Ihre Eltern heirateten im Ghetto von Lodz, wurden im KZ Auschwitz getrennt und fanden einander erst nach zwölf Monaten wieder. 1948 übersiedelte die Familie nach Australien. Mit neunzehn begann Lily Brett als Journalistin für ein Rockmagazin zu arbeiten. Heute lebt sie in New York.

Als suhrkamp taschenbuch erschien 1999 ihr Roman *Einfach so*, der von Publikum und Kritik gleichermaßen gefeiert wurde, 2000 *Zu sehen* und 2001 *New York*.

Lily Brett
Zu viele Männer

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Melanie Walz

Suhrkamp

Die englische Erstausgabe erschien 1999
unter dem Titel *Too Many Men*
bei Pan Macmillan Australia Pty Limited, Sydney.
© Lily Brett 1999

Für David, meinen Liebsten,
mit all meiner Liebe

suhrkamp taschenbuch 3374
Erste Auflage 2002
© 2001 Franz Deuticke Verlagsgesellschaft m.b.H.,
Wien-Frankfurt/Main
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Franz Deuticke Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien – Frankfurt/Main
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 – 07 06 05 04 03 02

Zu viele Männer

Erstes Kapitel

Als Ruth Rothwax zum letztenmal mit einer Gruppe von Deutschen zu tun gehabt hatte, hätte sie ihnen am liebsten die Augen ausgestochen. Diesen Wunsch hatte sie so unvermittelt und unerwartet verspürt, daß ihr fast schwindlig geworden war. Woher kam dieser Wunsch? Es war ein vollständig ausgebildeter grausamer Wunsch gewesen, nicht irgendeine halbausgegrenzte undeutliche Aggression. Ohne Vorankündigung, ohne Entwicklung. Eben noch war sie in Gedanken versunken gewesen, und im nächsten Augenblick hätte sie einer alten Frau am liebsten die Augäpfel herausgedrückt, Mittel- und Zeigefinger in die runzligen Augenhöhlen gesteckt, bis die Augäpfel sich herauslösen ließen.

Nach diesem Zwischenfall war ihr stundenlang übel gewesen. Er hatte sich in Polen ereignet, in Danzig. Sie hatte im Hotel Marta gewohnt. Das Marta galt als Luxushotel. Aber sie hatte sich nicht wohl gefühlt. Das große, trostlose Gebäude wirkte ungeschlacht und abweisend. Einsam und von der Umgebung abgekapselt stand es auf seinem weitläufigen Grundstück. Sich im Marta wohl zu fühlen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Jedesmal wenn die Eingangstüren geöffnet wurden, heulte der Wind durch die große Eingangshalle. Und nichts befand sich dort, wo man es erwartet hätte. Die Theke des Portiers war hinter den Damentoiletten versteckt, und die Aufzüge befanden sich an der Gebäuderückseite in einer Entfernung von fünf Minuten Fußmarsch zur Empfangstheke.

Das Hotel befand sich in der Nähe der Innenstadt. Man hatte den Eindruck, es liege mitten im Nichts. Ruths Zimmer war im siebten Stock. In Danzig wurde gerade ein internationales Golfturnier abgehalten. Jeder Gast im Marta sah aus, als habe er eine Mütze auf und schlepe Golfschläger mit sich herum. Der Gesamteindruck,

den die Leute machten, war nicht weniger uniform. Die Frauen trugen helle Strickjacken und pastellfarbene Röcke oder Hosen. Die Männer trugen grobgestrickte Pullover und karierte oder anderweitig gemusterte Hosen.

Die Golfer waren Ruth auf die Nerven gegangen. Sie war im Golfsport nicht sonderlich bewandert, aber es schien ihr wenig wahrscheinlich, daß Polen unter den Ländern mit den exquisitesten Golfplätzen einen weltweit führenden Rang innehatte. Sie hatte noch nie jemanden sagen hören, er fahre nach Danzig, um Golf zu spielen. Wenn der Name Danzig den Leuten überhaupt etwas sagte, dann als Name der Hafenstadt, in der die Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* gegründet worden war. Dennoch wohnten im Marta eine Menge deutscher, schottischer und englischer Golfer.

Die Deutschen, denen Ruth das Augenlicht hatte auslöschen wollen, stiegen an ihrem zweiten Abend in Danzig zusammen mit ihr in den Aufzug. Es waren vier Deutsche, zwei Männer und zwei Frauen, Mitte bis Ende siebzig. Es war spät, nach elf Uhr abends. Ruth war sehr müde. Sie trat zur Seite, um Platz zu machen. Die zwei Männer trugen Smokings, die Frauen Abendkleider. Allem Anschein nach kamen sie von einer Abendveranstaltung.

Eine der Frauen flirtete lachend mit einem der Männer. Ihr Lachen war das im Ton leicht danebenliegende Lachen einer Beschwipsten. Der Mann lächelte. Die Frau lachte abermals. Ein hohes, schrilles Lachen. Und da geschah es, ohne Vorankündigung. Ruth hatte nur gespürt, wie ihr das Blut in einem heißen Schwall in den Kopf gestiegen war. Ihr Gesicht war plötzlich vor Anspannung wie versteinert gewesen. Sie hatte die lachende Frau angesehen. Sie hätte ihr das Lachen am liebsten aus dem Gesicht gerissen, es für alle Zeiten beendet. »So komisch ist das nicht«, hätte sie am liebsten gesagt. Sie hätte am liebsten ihre Finger tief in die blaßblauen Augen der Frau gegraben und noch einmal gesagt: »So komisch ist das nicht«. Ruths Herz hatte zu rasen begonnen. Sie hatte ihre Arme hinten im Aufzug eng an den Körper gedrückt. Sie hatte die Hände auf die Hüften gepreßt, um ihnen Halt zu geben. Sie hatte zu fürchten begonnen, die Arme könnten ihrem Willen nicht mehr gehor-

chen, könnten unabhängig von ihrem übrigen Körper handeln. Sie hatte gefürchtet, ihre Finger könnten zuschlagen und graben und wühlen, bis sie das Gehirn der Frau erreichten.

Der Aufzug fuhr ganz besonders langsam. Es war Ruth vorgekommen, als werde er den siebten Stock nie erreichen. Ihre Hände brannten, ihre Haut schmerzte. »So komisch ist das nicht«, hätte sie am liebsten gesagt, »so komisch ist das nicht.« Sie hatte die Lippen aufeinandergepreßt gehalten. Die Frau lachte weiter. Schließlich hielt der Aufzug im siebten Stock. Ruth stieg aus. Unsicheren Schritts ging sie in ihr Zimmer. Sie setzte sich auf das französische Bett mit dem Überwurf aus blauem Brokat und zitterte.

Das war vor einem Jahr gewesen. Ruth schauderte bei der Erinnerung daran. Ihr war kalt, obwohl sie seit zwanzig Minuten gelaufen war. Sie befand sich wieder in Polen. In Warschau. Was tat sie in Polen? Das war eine gute Frage. Sie war nicht aus einer Augenblickslaune hier. Sie hatte zwei Jahre lang auf ihren Vater eingeredet, den einundachtzigjährigen Edek Rothwax, damit er sie auf dieser Reise begleitete. Er würde morgen mit dem Flugzeug aus Melbourne eintreffen.

Ruth warf einen Blick auf den Schrittzähler an ihrer Taille. Sie lief sieben Meilen in der Stunde. Sie drückte einen anderen Knopf und las ab, daß sie fast drei Meilen gelaufen war. Der Schrittzähler war an einen Gürtel geschnallt, an dem sich außerdem eine Flasche und ein Kassettenrecorder befanden. Ihre Kopfhörer besaßen ein kleines Mikrofon, das ihr erlaubte, beim Laufen aufzulisten, was sie zu erlebigen hatte. Es waren atemlose Aufzeichnungen, aber Ruth konnte sie entschlüsseln. Ihre Kreditkarten und ein paar Zloty hatte sie in ihren Socken verstaut.

In New York, wo sie wohnte, sah sie aus wie alle Jogger. Die meisten von ihnen hatten sich Wasserflaschen umgeschnallt und die Kopfhörer ihrer Walkmans in den Ohren. Aber nicht in Polen. In Polen sah Ruth seltsam aus. Im Hotelfoyer hatten Leute sie angestarrt, als sie heute morgen zum Laufen aufgebrochen war – Türsteher, Gepäckträger und mehrere Deutsche. Die Deutschen hatten

nachgerade Bauklötze gestaunt. Sie hatte ihnen zugelächelt. Das hatte die Deutschen noch ratloser gemacht, und sie hatten alle den Blick abgewandt.

Ruth lief sehr gerne. Es gefiel ihr, die Hüftknochen zu spüren, die Bauchmuskulatur, die Beine. Dreimal wöchentlich ging sie außerdem in Manhattan zum Gewichtheben. Es gefiel ihr, wie ihr Brustkasten sich zu dehnen schien, wenn sie das Gewicht langsam zu Boden ließ. Und sie genoß das Ziehen in ihrer Brustmuskulatur, wenn sie das Gewicht zu stemmen versuchte.

Manchmal unterbrachen Männer ihre eigenen Übungen, um ihr bei den Hockübungen zuzusehen. Das amüsierte sie immer. Sie absolvierte drei Sätze von zwölf Übungen. Sie tat es nicht, um anzugeben, sondern weil sie es gerne machte, aus reiner Freude daran, ihren Rücken und ihre Beine zu spüren, wenn sie mit fünfzig Kilo Gewicht auf den Schultern in die Knie ging und sich wieder aufrichtete. Wenn sie Gewichte hob, fühlte ihr Körper sich lebendig an. Sie konnte seine Einzelbestandteile spüren. Ihre Füße und ihre Finger fühlten sich stark an. Sie war auf ursprüngliche Weise mit sich selbst in Einklang. Am Ende einer Trainingsstunde kam sie sich wie neugeboren vor.

Sport, dachte sie, war ein vernünftiger Ersatz für Sex. Er ließ durchaus Wünsche offen, aber das tat, wenn man es recht bedachte, schließlich auch das Sexualleben. Ruth hatte den Eindruck, daß immer mehr Frauen in absehbarer Zeit mehr Erfüllung in ihrer Sportausrüstung als in ihren Partnern finden würden. In New York wimmelte es von Frauen, die sich über ihre Männer beklagten, und von Frauen, die sich über den Männermangel beklagten. Ruth paßte gut nach New York. Sie war dreiundvierzig, zweimal geschieden, alleinstehend und kinderlos.

Eigentlich war sie dreimal geschieden, aber die letzte Ehe war eine Scheinehe zum Erlangen einer Arbeitserlaubnis gewesen, die für Ruth folglich nicht zählte. Ihren ersten Ehemann hatte Ruth als Neunzehnjährige geheiratet. Sie war rundlich gewesen und dankbar, daß überhaupt jemand bereit war, sie zu heiraten. Daß er länger als nötig brauchte, wenn er sich von gewissen Freunden verabschie-

dete, war ihr nicht aufgefallen. Die Ehe endete, als sie ihn in ihrem Bett vorfand, wo er in einem jungen Mann steckte. Von Homosexuellen hatte sie in Büchern gelesen. Sie hatte nicht gewußt, daß sie welche kannte.

Ehemann Nummer zwei heiratete sie aus Mitleid. Er wußte einfach nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Er war zweiunddreißig. Sie fand ihn sehr klug und dachte, er könne alles tun, was er nur wollte. Er sah gut aus – groß, blauäugig und blond. Sie schätzte sich glücklich, mit ihm verheiratet zu sein. Gutaussehende Männer fühlten sich normalerweise zu schlanken Mädchen und Frauen hingezogen. Sie bemühte sich, nachts im Bett das Licht auszumachen, und entschuldigte sich dauernd dafür, daß sie mehr verdiente als er.

Die Ehe zerbrach, als er sie beschuldigte, seiner Suche nach einer Berufung im Weg zu stehen. »Du machst alles, was du machst, so perfekt«, sagte er, »und dadurch fühle ich mich eingeschüchtert. Wie plattgewalzt. Heute weiß ich noch weniger, was ich will, als damals, als wir geheiratet haben.« Immerhin wußte er, daß er die Hälfte des Häuschens wollte, das sie im zweiten Jahr ihrer Ehe gekauft hatte. Zu guter Letzt hatte sie eingewilligt. Sie verkaufte das Haus und gab ihm die Hälfte des Erlöses. Zu ihrer Überraschung merkte sie, daß sie ohne ihn glücklicher war.

Zwei Jahre nach der Scheidung schlug er vor, sie sollten sich ausöhnen. »Nein, besten Dank«, sagte sie. Angesichts ihrer Gewißheit hatte sie ein Glücksgefühl verspürt und hatte mit dem rechten Fuß zehnmal auf den Boden klopfen müssen, um eventuelles Unheil abzuwehren, das solchem Glück auf den Fuß folgen konnte. Es war ihre Marotte, zehnmal mit dem rechten Fuß zu klopfen, um Unheil abzuwehren. Sie wußte, daß es idiotisch war. Sie wußte, daß Unheil sich nicht abwehren läßt, schon gar nicht, indem man mit dem Fuß auf den Boden klopft. Wenn das Klopfen etwas nützen würde, dann hätte jeder Jude im Europa der Kriegszeit Tag und Nacht geklopft. Ganze Städte wären von dem Geklopfe erzittert.

Zehn Klopfer waren schwer zu vertuschen. Vor allem bei Geschäftsbesprechungen. Außerdem mußte sie die Klopfer zählen, so

daß sie oft nicht mitbekam, was gesagt wurde. Sie verfügte über ein paar weniger machtvollere Schutzmechanismen wie fünfmal mit einem Auge – egal mit welchem – zu blinzeln, um kleine Glücks- oder Erfolgserlebnisse vor Gefahr zu schützen. In einem Jahr hatte sie sich immer dreimal über die Schulter spucken müssen, wenn sie Gefahr witterte. Das hatte sich in der Öffentlichkeit als schwer durchführbar erwiesen, und sie war froh gewesen, als sie sich sicher genug gefühlt hatte und es bleiben lassen konnte.

Ruth versuchte das Klopfen und Blinzeln zu unterdrücken, so gut es ging. Sie wußte, daß sie innerhalb weniger Minuten wie eine Tob-süchtige wirken mußte, wenn sie all ihren Idiosynkrasien freien Lauf ließ. Die abergläubischen Handlungen waren seit ihrer Kindheit nicht wegzudenken. Dennoch glaubte sie nicht an das Übernatürliche. Sie rümpfte die Nase über Tierkreiszeichen, Tarotkarten, Handlinienlesen, Hellseher und Medien.

Es war Ruths dritte Reise nach Polen. Sie wußte nicht genau, warum sie gekommen war. Und sie wußte nicht, warum sie wollte, daß ihr Vater nachkam. Ihre erste Reise nach Polen hatte sie gemacht, um sich zu vergewissern, daß ihre Eltern von irgendwoher stammten. Um ihre Vergangenheit als etwas anderes als ein abstraktes Gebilde nicht abreißen lassen zu sehen. Um Ziegel und Mörtel zu sehen. Die zweite Reise war ein Versuch, weniger überwältigt zu sein als beim erstenmal. Der Versuch, nicht Tag und Nacht zu weinen. Und sie hatte beim zweiten Besuch weniger geweint. Jetzt war sie gekommen, um mit ihrem Vater auf diesem Flecken Erde zu stehen.

Edek Rothwax hatte nicht nach Polen kommen wollen. Als Ruth ihn zum erstenmal darauf angesprochen hatte, hatte er abgelehnt. »Was willst du in Polen?« hatte er gesagt. »Dort gibt es nichts. Alle sind tot. Dort gibt es nichts zu sehen.« Eines Tages hatte Ruth einen Riß in Edeks Panzer bemerkt. Sie hatte ihm erzählt, daß sie wieder nach Polen fahren werde, allein fahren werde.

»Willst du immer noch unbedingt nach Polen fahren?« hatte er gefragt.

»Ja«, hatte sie gesagt. »Ich wäre dort wirklich gerne mit dir zusammen.«

»Du bist ja verrückt«, sagte Edek. »Was denkst du denn, wo wir da sein sollen? An einem wichtigen Ort? O nein. Dort gibt es nichts Wichtiges. Dort gibt es überhaupt nichts.«

»Wir könnten hinterher nach Monte Carlo fahren«, hatte sie gesagt. Edek liebte Spielautomaten, und obwohl Ruth Monte Carlo noch nie besucht hatte, war sie davon überzeugt, daß es dort Spielautomaten geben mußte.

»Pah«, sagte Edek, »solche Spielautomaten haben wir heutzutage in Melbourne.«

»Wir werden in einem richtig feinen Hotel wohnen«, sagte Ruth.

»Du kannst dir die besten Hotels leisten«, sagte er, »ob in Las Vegas, Monte Carlo oder Polen.«

Er erklärte ihr dauernd, was sie sich alles leisten konnte. »Du kannst es dir erlauben, etwas kürzer zu treten«, sagte er regelmäßig. »Du solltest nicht soviel arbeiten. Du kannst es dir leisten, jemanden anzustellen, der für dich arbeitet. Du kannst dir alles leisten.«

Er wollte sie auch dazu bewegen, Anschaffungen zu tätigen. Autos vor allem. Er rief sie dauernd an, um ihr Vorschläge zu unterbreiten. Es handelte sich immer um Lincoln Continentals, Cadillacs oder Pontiacs. Er liebte amerikanische Autos und konnte es nicht fassen, daß Ruth sich nicht dafür interessierte. »Eine Garage in Manhattan kostet vierhundert Dollar im Monat«, sagte sie zu ihm. »Du kannst es dir leisten«, lautete seine Antwort.

Auch mit anderen Vorschlägen, was sie sich leisten konnte, wartete er auf. Großenteils ging es um Geräte, Geräte, die Zwiebeln hacken oder Abflüsse reinigen oder Währungen umrechnen konnten. Ruth hatte eine Verlängerungsschnur mit Selbstaufwickelmechanismus ebenso abgelehnt wie einen Ultraschallinsektenvertreiber, einen Aktenvernichter für den Handbetrieb, ein Innen- und Außenthermometer, einen Unterwasserfüller, einen tragbaren Bewegungsdetektor sowie Hunderte von Telefonen, Faxgeräten und Fotokopierern. Hätte sie Edeks Ratschläge befolgt, wäre sie längst nicht mehr in der Lage gewesen, sich irgend etwas zu leisten.

Als sie sich selbständig machte, war Edek sehr nervös gewesen. »Schließlich hast du so eine gute Stelle«, hatte er gesagt. Edek hatte davon geträumt, daß Ruth Rechtsanwältin wurde. Für ihn war ihre Tätigkeit bei Schoedel, Firth und Thomson, einer großen New Yorker Anwaltskanzlei, wo sie Briefe und Vorträge formuliert hatte, eine Enttäuschung. Im selben Maße, in dem Ruths Gehalt stieg, legte sich Edeks Enttäuschung. Ruth hatte die Stelle durch Zufall erhalten. Sie hatte einen Universitätsabschluß in moderner Literatur, etwas, wonach die Nachfrage denkbar gering war, und war vier Jahre lang Privatsekretärin in Melbourne gewesen. Sie hatte als Zeitsekretärin bei Schoedel, Firth und Thomson gearbeitet und sich überlegt, ob sie in New York bleiben oder nach Australien zurückkehren sollte. Sie lebte seit drei Jahren in New York. Eines Abends, als sie gerade gehen wollte, bat einer der Teilhaber der Kanzlei sie, einen Vortrag für ihn abzuschreiben. Es war spät. Sogar die Sekretärinnen von der Spätschicht waren schon gegangen. Es war ein fürchterlicher Vortrag. Ruth schrieb ihn ab. Und sie setzte eine Alternativfassung auf. Beide Vortragsmanuskripte legte sie dem Teilhaber auf den Schreibtisch. Zwei Wochen später war sie bei Schoedel, Firth und Thomson fest angestellt mit vierwöchigem jährlichen Urlaubsanspruch und firmeneigener Krankenversicherung.

»Es macht mich ganz hibbelig«, hatte Edek zu ihr gesagt, als sie ihm zwei Jahre später von ihren Plänen erzählte, sich selbständig zu machen. Eine eigene Firma zu gründen, ein Korrespondenzbüro. Das Holzschild, das sie für ihre Firma anfertigen ließ, gefiel Edek. »Rothwax Correspondence, gegr. 1991«, besagte es und: »Briefe zu allen Themen und Anlässen.« Und die schiere Menge von Büromaterial und Gegenständen, die sie erstehen mußte, um ihr Unternehmen zu beginnen, hatte seine Ängste gemindert.

Jetzt, da Rothwax Correspondence erfolgreich war, glaubte Edek fest daran, die Firma sei seine Idee gewesen. »Ich hab' dir schon immer gesagt«, sagte er regelmäßig zu Ruth, »daß diese Briefeschreiberei eine wahre Goldmine sein muß, wenn diese Anwälte dich so gut bezahlen und dabei immer noch einen ordentlichen Reibach machen können.«

Ruth sah auf die Uhr. Ihr Vater würde in etwa dreißig Stunden ankommen. Edek Rothwax war mit dreiundzwanzig Jahren aus seinem Haus in Polen vertrieben worden. Seitdem war er nie wieder hergekommen. Jetzt war er fast zweiundachtzig. Er war dreiundzwanzig gewesen, als er, seine Schwester, zwei seiner Brüder und seine Eltern gezwungen worden waren, ihr Haus zu verlassen. Wie alle Juden von Łódź ließen sie alles zurück, die Möbel, das Klavier, die Bettwäsche, die Bücher, das Porzellan, das Silber, das Geschirr, die Fotos, die Kleidung. Sie nahmen nur mit, was sie tragen konnten.

Es war im Februar 1940. Zusammen mit allen anderen Juden gingen sie die einzige Straße entlang, die sie bei ihrer Vertreibung benutzen durften. Mütter, Väter, Kinder, Großmütter und Großväter transportierten ihre Habe in Säcken, Bettbezügen, Koffern, Kinderwagen und auf umgedrehten Tischen. Bärtige Männer trugen mit Bindfaden zusammengehaltene Bücherbündel. Eisiger Wind umheulte und peitschte sie. Es war ein ausnehmend kalter Winter. Den Bürgersteig durften sie nicht benutzen. Mehr als hundertfünfzigtausend Juden gingen am Straßenrand. Jedesmal wenn ein Automobil oder ein Lastwagen vorbeikam, mußten sie den Weg freimachen. Der Marsch dauerte Tage.

Die Nazis hatten 5,8 Juden pro Zimmer in die neuen Heime eingewiesen. Zu diesen Zimmern in dem heruntergekommenen Elendsviertel, die man ihnen zugewiesen hatte, gingen die Juden und klammerten sich an ihre Habseligkeiten und aneinander. Sie wanderten aus ihrem eigenen Leben hinaus, und sechs Jahre später konnten die wenigen Juden, die überlebt hatten, keine Spuren ihres früheren Lebens wiederfinden.

»Ich weiß nicht, warum ich mit dir zusammen in Polen sein will«, hatte Ruth zu ihrem Vater gesagt, als sie zuletzt von ihrer geplanten Reise gesprochen hatte.

»Ich weiß es mit Sicherheit nicht«, hatte er gesagt.

»Ich weiß nur«, sagte Ruth, »daß ich es will.«

»Du bist doch so ein kluges Mädchen«, hatte Edek gesagt. »Wenn du es nicht weißt, wer soll es dann wissen?« Ruth spürte, daß sich massive Kritik an ihr zusammenballte. Sie begann sich zu verab-

schieden. Edek unterbrach sie. »Mir bedeutet es nichts, ob ich nach Polen fahre«, sagte er. »Für mich ist dort alles vorbei. Aber wenn es dir wirklich so wichtig ist, dann fahre ich mit dir nach Polen.«

Ruth war sprachlos. »Wann willst du fahren?« fragte Edek.

»Nächsten Monat«, hatte sie gesagt.

»In Ordnung«, sagte Edek. »Du kümmerst dich um die Fahrkarten und holst mich unterwegs ab.«

Ruth war so überrascht gewesen, daß es ihr die Sprache verschlagen hatte. »Danke, Dad«, war alles, was sie herausbrachte. Sie hatte nochmals anrufen und ihm erklären müssen, daß Melbourne nicht auf dem Weg von New York nach Warschau lag. Sie würde ihn nicht abholen können. Sie würde sich mit ihm in Polen treffen müssen.

Ruth fühlte sich ein wenig schwindlig. Sie war es gewohnt, größere Strecken zu laufen. Sie war den Wegen und den sie kreuzenden Spazierwegen im Sächsischen Garten gefolgt. Diese Anlage am Piłsudskiego-Platz, einem großen Platz, war einer der beliebtesten Warschauer Parks. Am einen Ende des Platzes bewachten zwei Soldaten mit den frischgeschrubbten Gesichtern junger Menschen das Grab des Unbekannten Soldaten. In zackigem Gleichschritt marschierten sie um das Denkmal. Ihre schwarzen, auf Hochglanz polierten Stiefel mit Metallkappen klickten laut und synchron, so daß es über den ganzen Platz hallte.

Das graue, fahle Winterlicht verlieh dem Park ein karges, spartanisches Aussehen. Den Barockskulpturen, dem Brunnen und den Bänken gelang es nicht, eine wärmere Note zu erzeugen. In den zweihundert Jahre alten Anlagen gab es mehr als hundert Baumarten. In Ruths Augen sahen sie alle gleich aus. Sie besaßen Stämme und Äste. Vielleicht wäre es im Sommer, wenn sie Blätter trugen, leichter, zwischen ihnen zu unterscheiden.

Ruth wußte nicht allzu viel über die Natur. Für sie waren Bäume grün. Gras war grün. Die Natur war grün. Zuviel Grün verursachte ihr klaustrophobische Gefühle. Sie war froh, daß es Winter war. Von Juden erwartete man nicht, daß sie sich mit Bäumen auskannten.

Man erwartete nicht, daß sie zwischen Pappeln und Eichen, zwischen Birken und Ahorn oder Weiden unterscheiden konnten. Im Jiddischen gab es ein einziges Wort für Baum: Baum. Es bezeichnete alle Bäume.

Nicht wenige Leute gingen auf dem Weg zur Arbeit durch den Sächsischen Garten. Sie sahen nicht besonders glücklich aus, sondern wirkten wie von Trübsal umschlossen. In New York vertat niemand seine Zeit damit, lächelnd herumzulaufen, aber die schroffe, ungeduldige Art der New Yorker hatte etwas Waches und Lebendiges. Hier in Polen wirkten die Menschen bedrückt. 1983, bei ihrer ersten Polenreise, hatte Ruth gedacht, sie wirkten bedrückt, weil die meisten von ihnen unter so schrecklichen Lebensbedingungen litten. Damals hatte prekäre Lebensmittelknappheit geherrscht. In langen Schlangen standen die Leute für Brot an, für Milch. Für alles stand man Schlange. Für Seife, für Shampoo, für Toilettenpapier. Die Lage war 1983 für alle Polen alles andere als rosig gewesen. Die Luxusgeschäfte in Warschau präsentierten auf ansonsten leeren Regalen Zahnpastatuben und Waschmittelpakete.

Seitdem hatte sich wahrhaftig einiges geändert. Inzwischen konnte man Artikel von Chanel, Armani, Guerlain, Ralph Lauren und Calvin Klein kaufen. Und die Lebensmittelgeschäfte quollen über vor Würsten und Käseläiben, vor eingemachtem und eingelegtem Fleisch und Fisch und gebratenen Enten und Hühnern. Und trotzdem sahen die Leute noch immer trübselig aus. In Restaurants, Läden und Behörden hatte der Gedanke der Dienstleistung noch nicht wirklich Fuß gefaßt. Zugführer, Verkäufer, Beamte und Kellner schalteten mit unerquicklicher Schnelligkeit von kriecherisch auf mürrisch um. Fast alle Behördenvertreter konnten in fast jedem Wortwechsel ohne erkennbaren Anlaß von unterwürfigem zu herischem Ton wechseln. Ruth fand, daß es wahrhaftig nicht leicht war, die Polen zu mögen. Viele Juden mochten die Polen nicht. »Sie sind immer mißtrauisch und übellaunig, und außerdem haben sie das Monopol auf ungepflegte, braune Zähne«, hatte ihr Freund Aaron, ein Anwalt, mit dem sie zusammengearbeitet hatte, gesagt, als er erfuhr, daß sie nach Polen fahren wollte.

Über Deutsche hörte man Juden so etwas selten sagen. Juden konnten Zorn oder Feindseligkeit oder Furcht Deutschen gegenüber zum Ausdruck bringen, aber sie machten sich nicht über sie lustig, wie sie es mit den Polen taten. Ruth fand das eigenartig. Und doch verhielt auch sie sich so. Deutschen gegenüber bewies sie selten Feindseligkeit, während sie beim geringsten Anlaß Gift und Galle spuckte, wenn es um Polen ging. »Sobald sie vierzig werden, sehen sie abstoßend aus, erledigt und zerknittert und uralte, so als wäre ihnen die Seele aus dem Leib gefahren und zu Leder geworden«, hatte sie erst kürzlich zu jemandem gesagt. Wie konnte man so über andere Menschen sprechen? Sie verabscheute sich selbst, wenn sie solche Dinge sagte.

Eine Männerstimme ließ sie zusammenzucken. »Ich glaube, Sie können mich hören«, sagte der Mann. Sie sah sich um. Niemand war in der Nähe. Sie lief langsamer. Wer konnte das gesagt haben? Woher kam die Stimme? Es war eindeutig niemand in der Nähe. Die nächste Person befand sich etwa zehn Meter entfernt am Ende des Wegs. Sie mußte sich die Worte eingebildet haben. Vielleicht aus Heimweh nach New York. In New York sprachen andere einen dauernd an oder führten Selbstgespräche. Sie lief jetzt nicht mehr, sondern ging. Wahrscheinlich war sie angespannter und litt stärker am Jetlag, als sie wahrhaben wollte. Sie beschloß, ins Hotel zurückzukehren.

Ein Paar ging an ihr vorbei. Ruth hörte Gesprächsfetzen, die ihr nichts sagten. *Ja nie mogę*, ich kann nicht. *Ja ci mówię*, ich sag's dir. Ihr Leben lang hatte sie ihre Eltern Polnisch sprechen hören, und doch verstand sie so wenig Polnisch. Ein Lieferwagen mit hebräischen Buchstaben und den Worten OUR ROOTS auf der Seite fuhr vorbei. Ruth erinnerte sich an die Broschüre, die sie bei ihrem letzten Aufenthalt in Warschau in ihrem Hotelzimmer vorgefunden hatte. Diese Broschüre, »Das jüdische Warschau« betitelt, wurde von der Organisation Our Roots herausgegeben, einer »jüdischen Informations- und Touristenagentur«. Die Broschüre führte sechs Rundfahrten samt den Abfahrtszeiten auf, zu denen man von sechs verschiedenen Hotels abgeholt werden konnte. Der Preis für die Fahrten war in US-Dollars angegeben.

Rundfahrt Nr. 1 führte durch das Warschauer Ghetto und den Jüdischen Friedhof, zur Nozyk-Synagoge, zum Jüdischen Historischen Institut und zur Ghettomauer. Tour Nr. 2 unterschied sich von ihr nur in den Abholungszeiten. Tour Nr. 3 wurde als Warschau–Auschwitz/Birkenau–Warschau angegeben. Tour Nr. 4 bot Warschau–Treblinka–Warschau an und Tour Nr. 5 und Nr. 6 enthielten außerdem noch Majdanek. Weder die Fremdenführer noch die Touristen im Büro von Our Roots machten auf Ruth einen jüdischen Eindruck.

Ruth gelangte zum Rand des Parks, wo eine junge Frau von etwa zwanzig Jahren neben einem Baum hockte. Als Ruth näher kam, sah sie, daß die junge Frau kackte. Eine dicke Wurst brauner Kacke hing aus dem Hintern der jungen Frau. Ruth wurde übel. Sie wünschte, sie hätte die Kacke nicht so deutlich gesehen. Wie konnte eine junge Frau so etwas tun? Nicht weit von hier gab es Hotels mit öffentlich zugänglichen Toiletten. Ruth fragte sich, warum dieser verhältnismäßig ungewohnte Anblick ihr so polnisch vorkam. Nie zuvor hatte sie in Polen jemanden in aller Öffentlichkeit kacken sehen. Warum fand sie Polen so grobschlächtig und vulgär? Es war sehr voreingenommen von ihr. Zwei Frauen gingen vorbei. Wahrscheinlich, dachte Ruth, waren sie in ihrem Alter, obwohl sie aussahen, als wären sie um die Sechzig. Beide beäugten Ruth von Kopf bis Fuß; dann stießen sie einander mit dem Ellbogen an und starrten wieder zu Ruth herüber. Ihr war unbehaglich zumute. Warum verhielten sie sich so aggressiv?

Wie viele Polinnen trugen sie zuviel Lippenstift, dessen grelles Rot sich über den Mund hinaus erstreckte, und die mit schwarzem Stift auf ihre Stirn gemalten Bögen befanden sich nicht dort, wo die Augenbrauen, die sie nachahmten, je gewesen sein mochten. Sie sahen barsch und unnachgiebig aus. Am Morgen, als Ruth nach Polen geflogen war, hatte die *New York Times* Fotos von zwei anderen Polinnen veröffentlicht. In dem dazugehörigen Artikel ging es um die Häufigkeit von häuslicher Gewalt in Polen. Vielleicht dienten die ganzen Verbeugungen und Handküsse, in denen so viele Polen schwelgten, nur dazu, weniger erfreuliche Gewohnheiten zu